





# Inhalt

## 1960–1969. Goldener Boden

Zwischen Utopie und Bauwirtschaftsfunktionalismus 1960–1969: Paradigmenwechsel Wolfgang Pehnt	4
Auf gute Zusammenarbeit 1947–1973: Der BDA und die Kammern Klaus Neuenfeld	16
Chronik 1960–1969	22





# Zwischen Utopie und Bauwirtschaftsfunktionalismus 1960 – 1969: Paradigmenwechsel

Wie die einzelnen Epochen miteinander umgehen, ist von vornherein schwer abzuschätzen. Auch die fünfziger Jahre sind von ihren unmittelbaren Nachfolgern wahrhaftig nicht freundlich behandelt worden.<sup>1</sup> Aber irgendwann, zwei, drei Jahrzehnte später, begann man die Produktionen dieser Zeit mit Nachsicht zu betrachten: gewiss nicht den Städtebau, die Verkehrsschneisen, die durch die Innenstädte geschlagen worden waren, oder die endlosen Einfamilienhausplantagen im Umland. Doch mit einzelnen Gebäuden konnte man sich arrangieren. Die besseren Exemplare erschienen nun als leicht, schlank, bisweilen elegant. Ihre Eigenwilligkeiten, die Glasbausteine, Fliesendekors und Kratzputzreliefs, die schwerelosen Treppenläufe, die Vorhangfassaden aus Glas und Messing, die verwegenen Flugdächer betrachtete man als verständliche Eskapaden nach den Bedrängnissen der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegsjahre. Auch Denkmalpfleger legten nach angemessener Frist ein gutes Wort für diese Kinder der Wiederaufbauzeit ein.

## Ungeliebte Epoche

Den Bauten der sechziger Jahre ist die Gunst der großen Öffentlichkeit bisher nicht zuteil geworden, obwohl ihnen zahlreiche Symposien und Publikationen im neuen Jahrtausend gewidmet waren.<sup>2</sup> Aber im breiteren Publikum hat sich dieses Interesse nicht wahrnehmbar ausgewirkt. Ob West- oder Ost-Moderne, Duisburger Mercator-Halle oder Suhler Kulturzentrum, Mainzer Rathaus oder Dresdner Kulturpalast, Jörg Schlaichs Seilnetz-Kühlturm in Hamm-Uentrop oder Ulrich Müthers Schalenbauten in der ehemaligen DDR, ob die Strukturfassaden der

Kaufhäuser in Stuttgart oder Krefeld, Leipzig oder Dresden: wann immer Sanierungsbedarf, Investitionswünsche, Funktionsänderungen und Energiesparpflichten die Inkunabeln der sechziger und siebziger Jahre betrafen, war Gefahr im Verzuge, stand Abriss im Raum.

Bis heute blieb diese Epoche ungeliebt wie alles, was ungewohnte Maßstäbe überschritt.<sup>3</sup> Und groß wurde jetzt alles, die Zuschnitte der Planungsgebiete, die Bauvolumen, die Investitionen, die Bauherrenorganisationen. Noch kurz vor ihrem plötzlichen Ende rühmte sich die gewerkschaftsnahe Neue Heimat, über mehr als hundert Beteiligungsgesellschaften Siedlungen, Universitäten und komplette Städte in alle Kontinente zu verkaufen. Die Welt war ins Zeitalter der Massengesellschaft eingetreten. Noch 1967 prophezeite der französische Soziologe Jean Fourastié, in Westeuropa werde sich die Bevölkerung bis 2050 verdoppeln.<sup>4</sup> Dass Städte auch schrumpfen können, lag außerhalb des Vorstellungsvermögens. Nach solchen Erwartungen richtete sich die Bauproduktion. In der alten Bundesrepublik wurden in den sechziger Jahren jährlich eine halbe Million Wohnungen hergestellt, in der DDR zeitweise – pro Kopf gerechnet – sogar noch mehr. Großsiedlungen waren im Westen für 70- bis 80.000 Menschen ausgelegt, in der DDR in einigen Fällen sogar für mehr als 100.000 Bewohner.

Kritik und Theorie bahnten den Weg zu neuen Paradigmen. Soziologen, Verhaltensforscher, Systemanalytiker, Wahrnehmungspsychologen meldeten sich zu Wort. Aus dem Ausland drangen die Stimmen von Peter Blake, der über „Gottes eigenen Schrottplatz“, die USA, schrieb, Jane Jacobs, die sich gegen

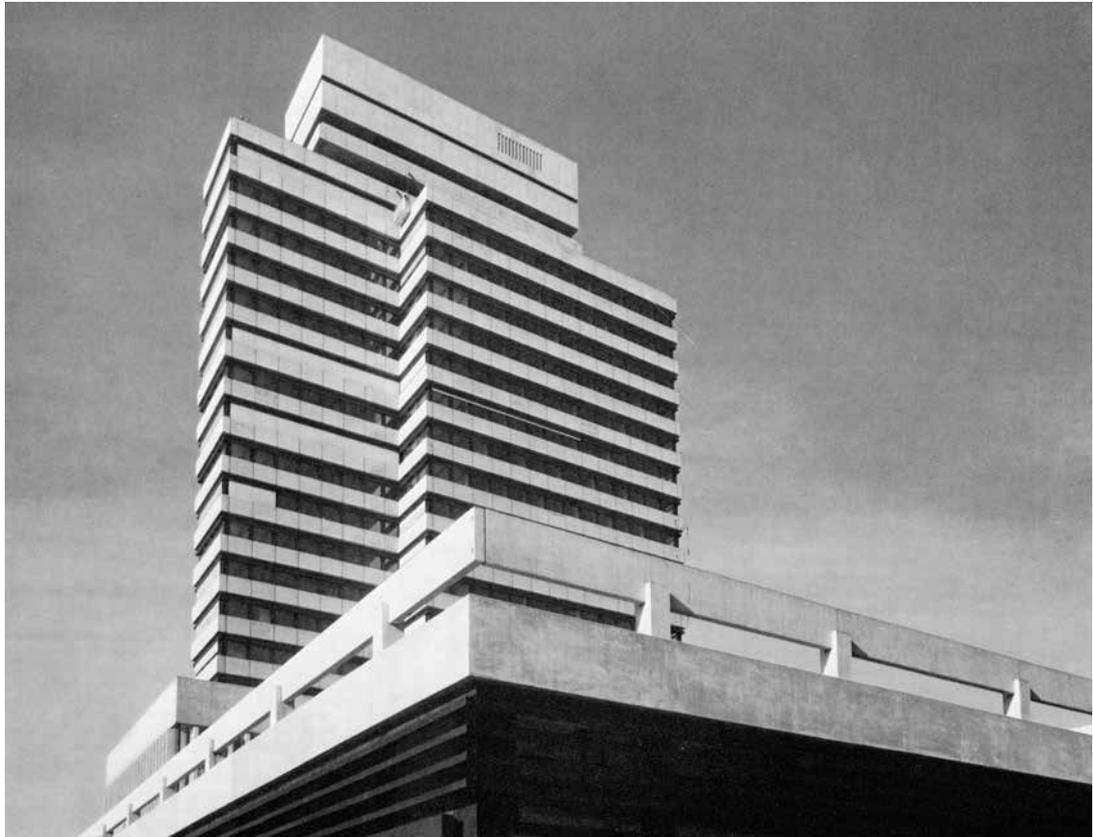


Egon Eiermann, Haus Eiermann, Baden-Baden 1960–1962

Bulldozer-Sanierungen einsetzte, Kevin Lynch, der Orientierung im Chaos der Städte zu einem Kriterium machte, Aldo Rossi, der in seiner *scienza urbana* die Kontinuität historischer Stadtfiguren beschwor.

In Deutschland zählten Theodor W. Adorno, Lucius Burckhardt, Irenäus Eibl-Eibesfeldt und Alexander Mitscherlich zu den beachteten Kritikern. Dass auch ein ironischer Melancholiker wie Wolf Jobst Siedler einen Abgesang auf die alte europäische Stadt anstimmte (*Die gemordete Stadt*), gab den Einwänden Gewicht im politisch konservativen Lager.

Roland Ostertag, Rathaus  
Kaiserslautern, 1961–1968



Die Fachgenossen standen nicht zurück. Acht Architekten des BDA schickten eine Wanderausstellung *Heimat Deine Häuser* (1963ff.) durchs Land und forderten im Begleitheft den Abschied von verbrauchten Gesetzen und veralteten Leitbildern. Die Wende

hin zu Verdichtung und Verflechtung brachte neue Probleme. *Rettet unsere Städte jetzt* überschrieb der Deutsche Städtetag seine Hauptversammlung

1971. Die Neue Sammlung in München, immerhin ein staatlich-bayerisches Institut, stellte unter dem Ausstellungstitel *Profitopoli\$* kategorisch fest: „Der Mensch braucht eine andere Stadt“. In der DDR, wo es zu einer „Monotonie-Debatte“ kam, waren es Schriftsteller wie Stefan Heym (*Die Architekten*), Brigitte Reimann (*Franziska Linkerhand*) und später Monika Maron (*Flugasche*), die sich in ihren Romanen mit den Leistungen der Baukombinate und den Lebensbedingungen unter Produktivzwängen kritisch auseinandersetzten.

Am Beginn der Epoche, 1960, war das Bundesbaugesetz verabschiedet worden. Es war ein Fortschritt, insofern es – elf Jahre nach Gründung der Bundesrepublik! – gleiches Recht für alle Bundesländer schuf. Mit dem Paragraphen 14 des Grundgesetzes „Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen“ machte es allerdings kaum ernst. „Mehr Rücksicht auf die Allgemeinheit, weniger Eigennutz“ paraphrasierten drei Jahre später die Verfasser von *Heimat Deine Häuser* das Grundgesetz und verlangten „Verfügungsrecht über den Grundbesitz“.

Nach dem Ende des Jahrzehnts, 1971, institutionalisierte das Städtebauförderungsgesetz zwar die Mitwirkung der Bewohner, legte aber zugleich Instrumente parat, großflächige Sanierungsmaßnahmen leichter durchzusetzen. In der DDR war das schon 1950 verabschiedete einheitliche Aufbaugesetz in Richtung eines „sozialistischen“ Bauplanungs- und Bauordnungsrechts aktualisiert worden, mit dessen Hilfe sich die Großsiedlungen zwischen Rostock-

Nordwest und Hoyerswerda, Halle-Neustadt und Chemnitz-Fritz Heckert hochziehen ließen. „Verfügungsrecht über den Grundbesitz“ bot keine Garantie für gelungenen Städtebau.

### **Gesellschaft durch Dichte**

Eine moralische Begründung für die neuen Größendimensionen lieferte in der Bundesrepublik eine Debatte, die pünktlich 1960 mit einem Vortrag des Nationalökonomens und Stefan George-Schülers Edgar Salin einsetzte.<sup>5</sup> Salin sprach auf dem Deutschen Städtetag in Augsburg über Urbanität als eine verloren gegangene Tugend der antiken Polis. Aber sein Auditorium überhörte die Skepsis und erhob Urbanität zum neuen Leitbild. Räumliche Dichte sollte geistige Dichte erzeugen. Fortan war „Gesellschaft durch Dichte“ gefragt, wie 1963 ein Symposium des BDA in Gelsenkirchen betitelt war.<sup>6</sup> Verflechtung, Nutzungsmischung und höhere Geschossflächenzahlen hießen jetzt die Forderungen. Der Immobilienhandel hörte es gern und hoffte auf steigende Grundstückspreise. Der Gesetzgeber zog nach. Er novellierte 1968 die erst sechs Jahre zuvor erlassene Baunutzungsverordnung und ließ nun höhere Bebauungsdichten zu.

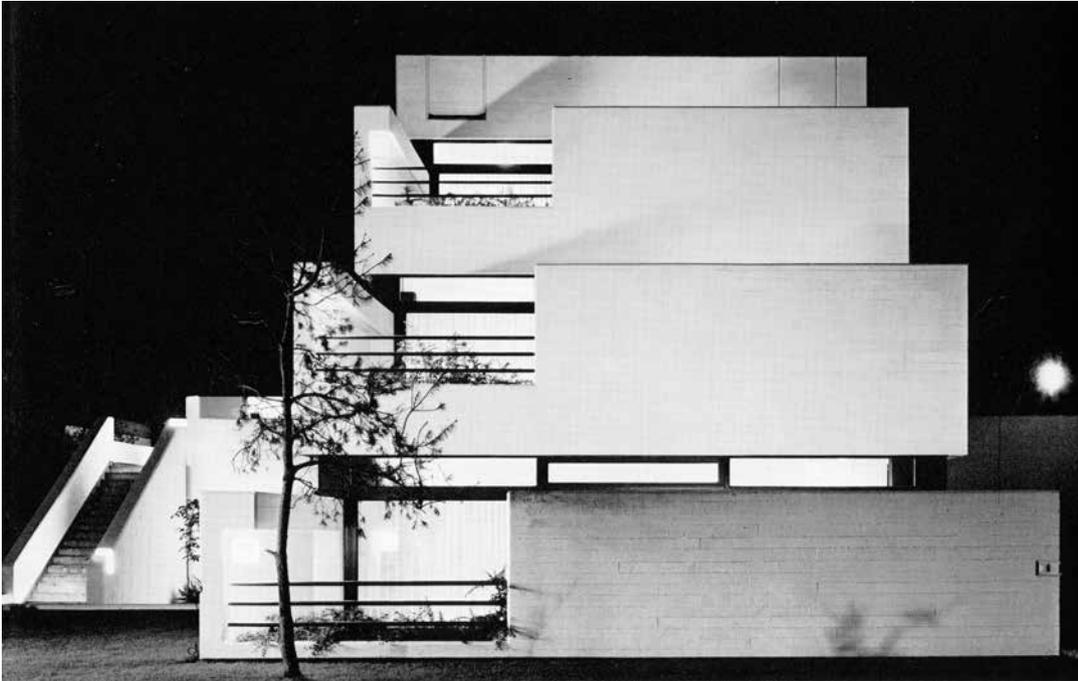
Damit war das Leitbild der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“, das bis dahin gegolten hatte, zwar noch nicht in der Praxis, aber doch in der theoretischen Begründung abgelöst. Wo Menschen nahe beieinander wohnten, würden sich die Zahl der

Kontakte und die Vielfalt ihrer Handlungen erhöhen. Während in Streusiedlungen jeder Privathaushalt auf ein oder mehrere Autos angewiesen war, würde die verdichtete Stadt Massenverkehrsmittel rentabel machen: S-Bahn, Straßenbahn, U-Bahn. Neue Bautypologien entstanden: Kettenhäuser, Hofhäuser. Terrassierte Bauvolumen fanden sich nun in Wohnungsbau, Schulbau, Universitätsbau, Krankenhausbau und im Bau von Ferienzentren. Wenn sich Hanglagen anboten, konnte man auf Schweizer Erfahrungen mit dem Terrassenhaus zurückgreifen. Wo keine Hänge vorhanden waren, baute man künstliche: als zurückgestaffelte Bauten, als Hügelhäuser, in deren Hohlräume sich Lager, Tiefgaragen, wenn es hochkam: auch ein Schwimmbad stecken ließen.

Mit diesen Voraussetzungen verbanden sich Hoffnungen auf neue konstruktive Lösungen. Im Alltag des Wohnungs- und Bürobaus, den Heinrich Klotz den „Bauwirtschaftsfunktionalismus“ genannt hat,<sup>7</sup> waren es halb- oder vollindustrialisierte Bauweisen. Sie knüpften an alte Forderungen rationalisierten Bauens an. Denn Systembau war schon in der Weimarer Republik von progressiven Architekten eingeleitet worden. Unter den alternativen Typologien – Stabbau-, Tafelbau- oder Raumzellenbauweisen – gab man dem Tafelbau die meisten Chancen. Die „Platte“ wurde im Westen wie im Osten entwickelt. Doch in Osteuropa, und so auch in der DDR, bestritt der Großtafelbau schließlich das Gros aller Bauvorhaben, nachdem in der UdSSR Nikita Chruschtschow den stalinistischen Fiktionen einer nationalen Traditi-

on („Nati-Tradi“) ein Ende gesetzt und für Vorfertigung und Typisierung plädiert hatte. Schneller, billiger und noch mehr bauen, hieß die Parole. Der erste Versuchsbau der Wohnungsbauserie P2 ging 1962 in die Produktion. Einige Jahre später wurde sie von einer Weiterentwicklung, der Wohnungsbauserie WBS 70, abgelöst, die als flexibler galt.

In den frühen fünfziger Jahren war die Architekturentwicklung beider deutscher Staaten auseinandergedriftet. Funktionalismus und Moderne hatten in der jungen DDR als Architektur des kosmopolitischen Klassenfeindes gegolten. In den späten fünfziger Jahren, als der „gesellschaftliche Auftraggeber“ das Dogma vom sozialistischen Inhalt und der nationalen Form aufgab, schloss sich die Ost-West-Schere wieder. Totalsanierte ostdeutsche Stadtzentren unterschieden sich nun von westdeutschen *Cities* nur noch in Konsequenz und Quantität. Wer auf dem Westberliner Ernst-Reuter-Platz stand und nicht auf materielle Qualitätsunterschiede achtete, konnte sich auf dem Ostberliner Alexanderplatz wähen. Ein *Curtain-Wall*-Gebäude wie das ‚Haus des Lehrers‘ in Berlin-Mitte folgte derselben Ästhetik wie das Europa-Center auf der anderen Seite der Berliner Mauer. Beide entstanden genau gleichzeitig und wurden 1964 eingeweiht. Noch mehr als im Westen boten Städte im Osten nach 1960 eine Vorstellung davon, wie das gnadenlos konsequente Habitat der Moderne ausgesehen hätte. Zeitgleich mit dem Neubau ging der Verfall der Altbausubstanz einher. Ausnahmen bildeten Quartiere in Kultur- oder Messestätten, die internationaler Aufmerksamkeit ausgesetzt waren, wie in Dresden, Weimar oder der Ostberliner Friedrichstadt.



*Joachim Schürmann, Haus Klöcker, Köln-Rodenkirchen, 1965–1967*

### **Technologisches Neuland**

Bedarfbefriedigung mit vorgefertigten Modulen und Serienbauten, wie sie die Stadtränder und die neuen Satellitenstädte füllten, genügte der technologischen Avantgarde nicht. Hinter der realisierten oder realisierbaren Architektur stand die Vision einer Noch-nicht-Architektur. Ihr ging es nicht um Stadt-

umbau und Stadtneubau, sondern um die Überformung ganzer Landschaften, Meerengen, Eis- und Wüstenregionen. Offene Raumfachwerke, wie sie das Mero-System schon seit 1940 anbot und Konrad Wachsmann für weit auskragende Hangars vorgeschlagen hatte, sollten auswechselbare Raumzellen aufnehmen. Die Tragstruktur wurde als das Primäre, Dauernde, Bleibende betrachtet, das Ausbausystem als das Ephemere, Vorübergehende. Elementierung

Hans Kammerer, Walter  
Belz, Schullandheim Mönch-  
hof, 1964–1967



und Präfabrikation waren die Voraussetzung, Flexibilität, Demontierbarkeit und Wiederverwendung die erhofften Folgen.

An noch nie gesehenen Lebenswelten, an Trichter- und Pyramidenstädten, künstlichen Inseln, Polarsiedlungen unter Klimaschutz-Membranen, Unterwasserkolonien, besiedelten Weltraumstationen arbeiteten Architektengruppen in aller Welt:<sup>8</sup> in Japan die Metabolisten, in England die Utopisten um die Publikation Archigram, bei denen immer Witz und Entertainment im Spiel waren, in Frankreich Yona Friedman mit der *Groupe d'Études*

*d'Architecture Mobile* (GEAM). Zur GEAM gehörten auch deutsche Architekten der jüngeren Generation wie Eckhard Schulze-Fielitz, Günter Günschel oder der Theaterexperte Werner Ruhnau. Inspiration boten die technischen Fortschritte der Epoche, Informatik, Atomenergie, Aeronautik, Weltraumfahrt. In dieser Zeit der Hochkonjunktur und der Vollbeschäftigung war der Glaube noch weit verbreitet, dass sich für jedes Problem eine technische Lösung finden würde.

In der Architektur hielten sich tatsächlich realisierte Innovationen in Grenzen. Der Entwurf einer „Metastadt“, eines biegesteifen Stahltragwerks mit stützenfreien Auskragungen, fiel noch in die sechziger Jahre. Damals hofften ihre Autoren Richard J. Dietrich und Bernd Steigerwald, mit einem Musterbau die Fachwelt überzeugen zu können. Ein solcher großer Stablbaukasten für 108 Wohnungsparteien wurde im nördlichen Ruhrgebiet in der „Neuen Stadt“ Wulfen (1972–1976) montiert. Aber schon ein Dutzend Jahre später musste dieses Fragment eines Bausystems wegen technischer und konzeptueller Fehler wieder abgerissen werden.

Spielplätze für architektonische Experimente waren Baumessen, Weltausstellungen oder internationale Sportereignisse. Bei der Expo 1967 in Montreal brillierten Frei Otto und Rolf Gutbrod mit einem vorgespannten Seilnetz, einem Vorläufer der eindrucksvollen Zeltlandschaft auf dem Münchner Olympia-gelände von 1972. Hängedächer, Gitterschalen, luftgestützte Membranen („Pneus“) gingen aus den Ateliers von Bauingenieuren hervor, für die sich die Berufsbezeichnung Tragwerksplaner einbürgerte. In Bremen, Karlsruhe, Ludwigshafen entstanden spektakuläre, weit gespannte Stadthallen, die sich die neuen Leichtbauweisen zunutze machten. In der DDR realisierte der „Landbaumeister aus Rügen“, Ulrich Mütter, zentimeterdünne Betonschalen. Sie wurden sogar exportiert und halfen die Handelsbilanz der volksdemokratischen Republik verbessern.

## **Wunsch nach Kunst**

Abgesehen von solchen Experimenten werden den sechziger Jahren überwiegend Pragmatismus, Routine und Monotonie zugeschrieben. Doch bei qualitätsbewussten Architekten und ihrem Publikum war durchaus der Wunsch nach Kunst, nach Baukunst lebendig. Architektur sollte nicht nur Bedürfnisse auf dem kürzesten Wege und so billig wie möglich erfüllen. In zeitgenössischen Manifesten wurde „Besinnung auf die künstlerische Aufgabe“ gefordert, wurde der „schöpferische Vorgang“ eingefordert, dem „der höchste geistige Rang“ gebühre.<sup>9</sup> Gelingene Beispiele waren zugegebenermaßen selten. Aber es gab sie. Manchmal wurden schon die Abkehr vom Zeilenbau, die freiere Bildung von Höfen und Baugruppen als eine Rückkehr der Kunst in den Städtebau gefeiert.

Architekten wie Paul Baumgarten, Egon Eiermann, Sep Ruf oder Wassili Luckhardt, die in der Tradition der Moderne groß geworden waren, verfeinerten das international gepflegte Repertoire der schlanken Dimensionen, der Transparenz und filigranen Leichtigkeit. Altmeister Mies van der Rohe errichtete mit der Neuen Nationalgalerie in Berlin (1962–1968) der Kunst einen Tempel, bei dem Gestalt und Konstruktion eine klassische Synthese eingingen. Hans Scharouns organische Prinzipien

kamen erst jetzt in Großbauten wie der Berliner Philharmonie (1956–1963) und der Staatsbibliothek (1964–1973) richtig zum Zuge. Kirchenbau war von der Definition her auf andere Werte als pure Zweckmäßigkeit orientiert. Rudolf Schwarz und die Baumeisterfamilie Böhm waren in der katholischen Sakralarchitektur die führenden Meister, Otto Bartning im evangelischen Kirchenbau. Gern holte man sich Baukünstler aus dem Ausland, die einen freieren Umgang mit Material, Natur und Nachbarschaft versprachen. Vorzugsweise kamen die Gäste aus Skandinavien, den Niederlanden oder der Schweiz wie Alvar Aalto, Arne Jacobsen oder Walter M. Förderer.

Sogar eine Übereinkunft im Formalen zeichnete sich ab, die es mit den alten kunsthistorischen Stilen aufnehmen wollte. Der Name, den man in Schweden, England und Italien fand, trug wenig zur Popularität bei: Brutalismus.<sup>10</sup> Gemeint war nicht Attacke auf die Toleranz der Bewohner, sondern Vitalität der Formen, Verdeutlichung des Tragens und Lastens („brutal ehrlich“), Tastbarkeit der Oberflächen, Emotionalität des Auftretens. Bevorzugtes Material war schalungsrauer Sichtbeton. Le Corbusiers *béton brut*, dieser Baustoff plastischer Bildsamkeit, wurde von den Baukünstlern geliebt, vom großen Publikum ganz und gar nicht. Ging es nach den Architekten, durfte man ihm die Spuren der Entstehung und des Alters ansehen. Pech nur, dass die zunehmenden Luftschadstoffe es mit den Alterungsprozessen übertrieben.

In Deutschland traf der Brutalismus auf eine Tradition des Expressiven, die zu Gebilden großer Einprägsamkeit führte. Gottfried Böhms Stahlbetonskulpturen der sechziger Jahre wie das Rathaus in Bensberg (1962–1971) oder die Wallfahrtskirche in Neviges (1963–1972) boten Szenerien, in denen man expressionistische Stummfilme hätte drehen können. Hardt-Waltherr Hämers Theater in Ingolstadt (1959–1966) zeigte, wie beziehungsweise auch Betongebirge Kontakte zu ihrer Umgebung aufnehmen konnten. Der eindrucksvollste Sakralbau dieser Epoche, Helmut Striffers Versöhnungskirche in Dachau (1964–1967), bot Schutz und Festigkeit im denkbar unwirtlichsten Gelände, in einem ehemaligen Konzentrationslager. Reyner Banham hat in sein Brutalismus-Buch, obwohl mit Bedenken, auch das backsteinerne, vielfältig aufgebrochene Wohnhaus von Oswald Mathias Ungers in Köln-Müngersdorf (1958–1959) aufgenommen. Ungers ging sehr bald einen anderen Weg, zu geometrischem Purismus und typologischer Disziplin.

Von solchen starken Signalen griff die eine oder andere Eigentümlichkeit auch auf die Alltagsarchitektur über. Rechteckige Grundrisse verwandelten sich in Polygone. 90-Grad-Ecken wurden zu stumpfen Winkeln („Brikett-Stil“). Treppenhäuser und Fahrstühle boten den Vorwand zu vertikalen Erschließungstürmen. Tiefe Geschosse und damit massive Volumen waren erwünscht, da in manchen Bauaufgaben – im Schulbau, im Bürobau, bei Museen und Einkaufszentren – zusammenhängende, ungestörte Stockwerksflächen



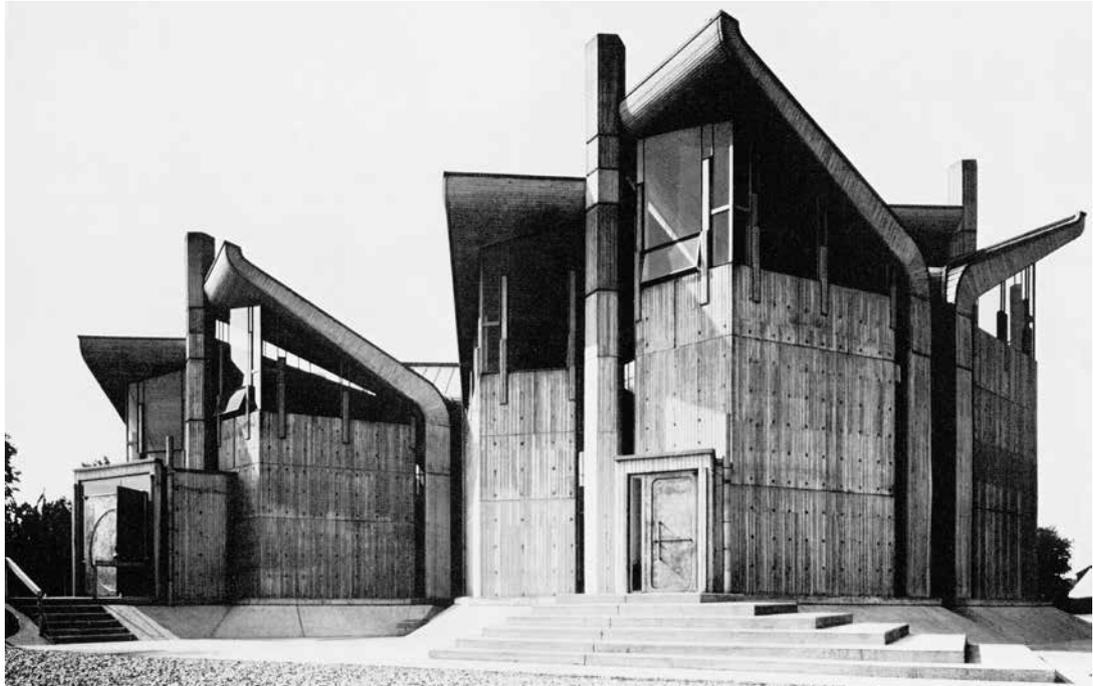
*Roland Rainer, Max Säume,  
Günter Hefemann, Stadt-  
halle, Bremen 1957–1964*

gefragt waren. „Lernlandschaften“, „Bürolandschaften“, „Sehlandschaften“, „Kauflandschaften“ sollten nun flexibel und hierarchiefrei bespielt werden können. Die siebziger Jahre kündigten sich an.

Manchmal machte sich bereits – gleichzeitig mit den megastrukturellen Neutralrastern! – ein Verlangen nach Bildhaftigkeit, Auffälligkeit, Ikonenhaftigkeit bemerkbar. Auch in der DDR sollten „Bildzeichen“

einprägsame Erinnerungsbilder entstehen lassen: Hochhäuser wie ein Segel in der Hafenstadt Rostock, wie ein aufgeschlagenes Buch in der Bücherstadt Leipzig, wie ein Okular in Jena, dem Sitz der Zeiss-Werke. Die greisen Wächter der klassischen Moderne Nikolaus Pevsner und Sigfried Giedion fanden schon um 1960 Anlass, „schockierende Motive“ und

Dieter G. Baumewerd,  
Heilig-Geist Kirche, Emme-  
rich 1962–1966



„Playboy-Architektur, von einer Sensation zur anderen hastend“ zu beklagen.<sup>11</sup> Die heutige Image-Industrie liefert da freilich ganz andere Beispiele kommunaler oder kommerzieller Aufmerksamkeitsregie.

Vor der Tür stand damals die Postmoderne, die in den USA bereits Wortführer gefunden hatte.<sup>12</sup> Und vor der Tür scharfte auch die 68er-Generation mit den Füßen, klagte soziale Defizite ein und behauptete, alle Häuser seien schön: „Hört auf zu bauen!“ Mietwucher und Wohnungsnot, die weitgehende private Verfügung über Grund und Boden (in der

Bundesrepublik), die Abschreibungsgeschäfte der Bauträger und die Vergabepolitik der Behörden wurden zu Themen kritischer Initiativen. Der Ärger über innerstädtische Flächensanierungen und die Verluste an historischer Substanz mobilisierten auch das Bildungsbürgertum, das unerwartete Koalitionen mit Stadtbaukritikern und Denkmalpflegern einging. Waren schon die sechziger Jahre eine Zeit der Widersprüche und Kontraste, so versprach das nächste Jahrzehnt erst recht turbulent zu werden.

## Anmerkungen

1 Wolfgang Pehnt: Neue deutsche Architektur 3 (1960–1970), Stuttgart 1970; Paolo Nestler, Peter M. Bode: Deutsche Kunst seit 1960, Architektur, München 1976; Helge und Margret Bofinger (Hrsg.): Architektur in Deutschland (= Das Kunstwerk Jg.32/4-6), Stuttgart 1979; Hilmar Hoffmann, Heinrich Klotz (Hrsg.): Die Sechziger, Düsseldorf 1987.

2 Ralf Lange: Architektur und Städtebau der sechziger Jahre. Planen und Bauen in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR von 1960 bis 1975. Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz Bd. 65, Bonn 2003; Adrian von Buttlar, Christoph Heuter (Hrsg.): denkmal! moderne. Architektur der 60er Jahre. Wiederentdeckung einer Epoche. Deutscher Kunsthistorikertag Bonn 2005, Berlin 2007; Michael Hecker, Ulrich Krings (Hrsg.): Bauten und Anlagen der 1960er und 1970er Jahre – ein ungeliebtes Erbe? Symposium Köln 2009, Köln 2011; Olaf Gisbertz (Hrsg.): Nachkriegsmoderne kontrovers. Symposien Braunschweig 2010; Berlin 2012.

3 Wolfgang Pehnt: Im Riesenland Brobdingnag, in: Merkur 762, Jg.66/11, November 2012, S. 1002 ff.

4 Jean Fourastié: Die Zukunft der Stadt in demografischer und wirtschaftlicher Hinsicht, in: Constructa, Fachtagung Philosophie und Realität des Wohnungs- und Städtebaus, Hannover 1967, S. 5.

5 Edgar Salin: Urbanität, in: Deutscher Städtetag (Hrsg.): Erneuerung unserer Städte, Stuttgart/Köln, 1960, S. 9 ff.

6 Gerhard Boeddinghaus (Hrsg.): Gesellschaft durch Dichte. Kritische Initiativen zu einem neuen Leitbild für Planung und Städtebau 1963/64, Bauwelt Fundamente 107, Braunschweig 1995.

7 z.B. in: Hilmar Hoffmann, Heinrich Klotz (Hrsg.), wie Anm.1, S. 143.

8 Justus Dahinden: Stadtstrukturen für morgen. Stuttgart, 1971; Mechthild Schumpp: Stadtbau-Utopien und Gesellschaft, Bauwelt-Fundamente 32, Gütersloh 1972; Reyner Banham: Megastructure. Urban Futures of the Recent Past, London 1976.

9 Max Bäcker u.a.: Heimat deine Häuser, Stuttgart 1963; Reinhard Gieselmann, Oswald Mathias Ungers: Zu einer neuen Architektur, Köln 1960.

10 Reyner Banham: Brutalismus in der Architektur, Stuttgart 1966.

11 Nikolaus Pevsner: Modern Architecture and the Historian, or the Return of Historicism, in: Journal of the Royal Institute of British Architects, April 1969; Dt. in: Nikolaus Pevsner: Architektur und Design, München 1971, S. 505; Sigfried Giedion: Architektur um 1960. Hoffnungen und Gefahren, in: Raum, Zeit, Architektur, Ravensburg 1964, S. 22.

12 vgl. zum nordamerikanischen Literaturdiskurs: Wolfgang Welsch: Unsere postmoderne Moderne, Weinheim 1987, S. 14 ff; als frühes Beispiel postmoderner Perspektiven in der Architektur: Robert Venturi: Complexity and Contradiction in Architecture, New York 1966. Deutsch erst zwölf Jahre später: Komplexität und Widerspruch in der Architektur, Braunschweig 1978.

# Auf gute Zusammenarbeit

## 1947 – 1973: Der BDA und die Kammern

Das Verhältnis des BDA als eines privatrechtlich strukturierten Vereins zu den Architektenkammern als Körperschaften öffentlichen Rechts war dadurch geprägt, dass es vor dem Ende des 2. Weltkriegs trotz jahrzehntelanger Bemühungen des BDA keine Architektenkammern gab und damit auch keinen Titelschutz. Die Architektenkammern entstanden in den Altbundesländern zwischen 1947 und 1973. In den neuen Bundesländern folgten sie in den Jahren nach der Wiedervereinigung.

Zwischen 1903 und etwa 1965 nahm der BDA auf allen Ebenen im wesentlichen die aus einem Alleinvertretungsanspruch herrührenden Funktionen der Architektenschaft wahr, eine Situation und Anspruchshaltung, die mit dem Entstehen der ersten Architektenkammern fragwürdig zu werden begann. Der BDA mit seiner immer verhältnismäßig kleinen Mitgliederzahl und der Beschränkung auf freiberufliche Architekten konnte immer weniger diesen Alleinvertretungsanspruch aufrecht erhalten. Sein professionelles Management auf Bundesebene war klein, auf den Landesebenen bestand es praktisch gar nicht. Andere Architektenvereine und die bis 1973 überall entstehenden Architektenkammern verlangten zunächst Mitsprache und schließlich – über die Bundesarchitektenkammer – ein weitgehendes Alleinvertretungsrecht.

In einem losen Zusammenschluss aller Architektenorganisationen, nach dem Bonner Domizil „Kontaktkreis Königshof“ benannt, begann der Versuch, gemeinsame Standpunkte zu definieren. Rückwirkend darf man durchaus behaupten, dass sich der BDA mit der schrittweisen Abgabe seines Alleinvertretungsrechts schwer tat und auch in der Übergangszeit, etwa ab 1965, nur zögerlich zu akzeptieren begann, dass nicht nur die Kompetenz auf die Kammern überging, sondern sich auch Denkweisen zu ändern begannen, die VFA und BDB in die Kammern einbrachten. Der BDA gab sich leicht elitär und auf Wohlwollen stieß diese Haltung bei den nicht zum BDA gehörenden Architekten naturgemäß nicht. Hinzu kam, dass die Architektenschaft mit ihren Forderungen und Vorstellungen auf immer größer werdende Apparate traf, ohne selbst diesen sich ausbreitenden Gedanken einer Professionalisierung Rechnung tragen zu können.

Der BDA wurde immer maßgeblich von seinen ehrenamtlichen, in Verantwortung stehenden Mitgliedern getragen – sehr häufig auf hohem menschlichen und fachlichen Niveau. Die Arbeit wurde jedoch immer stärker von juristisch definierten Abläufen beherrscht und man tut keinem dieser ehrenamtlichen Architekten, die fast immer erfolgreich im Beruf waren, unrecht mit der Feststellung, dass die Situation nur noch durch hauptamtliche Apparate in den Griff zu bekommen war. Auf der Bundesebene des BDA bestand zwischen 1963 und 1966 jedoch ein erhebliches Vakuum. Als der Unterzeichner 1966 die „Hauptverwaltung“ des BDA übernahm, fand er nur ein, allerdings leistungsfähiges, Sekretariat vor.

Es gehört aber immer noch in den erst mit dem Jahre 1970 beginnenden Zeitraum dieses kleinen Berichts, dass der BDA bis zum Entstehen der Bundesarchitektenkammer im Jahre 1969 den Gebühren- und Vertragsausschuss sowie den Rechtsausschuss führte und den Bundeswettbewerbsausschuss sowie den Auslandsausschuss noch lange Jahre danach. Gebühren- und Vertragsausschuss sowie Rechtsausschuss gingen mit der Bildung der Bundesarchitektenkammer auf diese über, der BDA wirkte jedoch bei diesen Aktivitäten mit.

Etwa ab 1972 geriet der Versuch einer Abgrenzung zwischen BDA und Kammern zu dem Begriffspaar berufsinhaltlich-berufsständisch. Dieses Begriffspaar gab in den siebziger Jahren zu manchem Missverständnis, auch zu manchen Auseinandersetzungen zwischen dem BDA und den Kammern Veranlassung. Zum einen ließ sich eine saubere Abgrenzung gar nicht vornehmen. Auch die an der neuen Deutung berufsinhaltlicher Ziele interessierten Mitglieder des BDA wollten zum anderen nicht einen Verzicht auf die Mitwirkung bei der Definition berufsständischer Aufgaben, seien es Verträge, Wettbewerbsrichtlinien, Versicherungsbedingungen oder die Mitwirkung an der HOAI. Auf die Mitwirkung an solchen Aufgaben Verzicht zu leisten sahen die Präsidien und Vorstände der Landesverbände umso we-

niger Anlass, als sich auch die im Gründungsstadium befindlichen Architektenkammern mit der Wahrnehmung der Interessen der Architektenschaft oft sehr schwer taten. Unterschiedliche Denkrichtungen in den Kammern, aber auch zunehmend deren beamtete und angestellte Mitglieder, machten grundlegende Unterschiede in der Bewertung beruflicher Abläufe deutlich. Den Kammern blieb nicht selten nur die Suche nach dem kleinsten gemeinsamen Vielfachen übrig. Der viel homogener zusammengesetzte BDA tat sich bei der Artikulation seiner Forderungen häufig sehr viel leichter. Er konnte unterschiedliche Auffassungen zur Exekutive freimütiger formulieren, während die Architektenkammern als Körperschaft des öffentlichen Rechts die behutsame Sprache der Verwaltung anzunehmen begannen.

Von entscheidender Bedeutung für eine verstärkte Effizienz des BDA auf Bundesebene war 1972 die wesentliche Vergrößerung des Bundessekretariats durch akademisch ausgebildete Referenten. Sie erlaubte es dem BDA, eine wesentlich effizientere Arbeit auch in die Kammer hineinzutragen, aber auch in eigener Verantwortlichkeit sich zu Wort zu melden. Das Präsidium hatte nunmehr die Möglichkeiten einer anspruchsvolleren Zuarbeit. Dem BDA war es somit auf beachtlichem Niveau möglich, seine Auffassungen zu den beruflichen Rahmenbedingungen der freien Architekten in die Kammergremien einzubringen oder sogar direkt zu artikulieren.

# 7

# Der Architekt

Bund Deutscher Architekten  
BDA

## Bundesarchitektenkammer gegründet

Am 3. Juni 1969 gab die neugegründete Bundesarchitektenkammer in Hamburg einen Empfang, zu dem Vertreter der Regierung von Hamburg und Schleswig-Holstein sowie Vertreter von Parteien, Behörden, befreundeten Kammern und Architektenverbänden als Gäste zugegen waren. Dabei überbrachte das Mitglied des Präsidiums, Hans Budde, die Glückwünsche des Bundes Deutscher Architekten BDA.

Vor mehr als 65 Jahren wurde der Bund Deutscher Architekten BDA gegründet. Eines der Ziele, die damals im Programm aufgenommen wurden, war der Schutz der Berufsbezeichnung Architekt und die Gründung einer Architektenkammer. Der BDA hat daher guten Grund, die Konstituierung der Bundesarchitektenkammer am 2. Juni 1969 in Hamburg zu begrüßen und dieser Kammer für ihr zukünftiges Wirken viel Erfolg zu wünschen. Der BDA verbindet mit diesem Wunsch die Hoffnung, daß in den verbleibenden fünf Ländern Bayern, Berlin, Bremen, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen bald Architektenkammern gegründet werden. Erst dann werden alle Länder gleichberechtigte Vertretungen in der Bundesarchitektenkammer und alle Architekten gleichen Schutz für die Ausübung ihres Berufes haben.

Es gibt zu danken, daß die Architekten zwei Generationen Zeit gebraucht haben, um ihr gestecktes Ziel zu erreichen. Die Wahl Hamburgs als Gründungsort der Bundesarchitektenkammer läßt darauf schließen, daß die Initiatoren Sinn für historischen Hintergrund haben. Ist es doch unser Hamburger Kollege Otto Gühik gewesen, der den Gedanken der Gründung von Architektenkammern nach dem Kriege aufgegriffen und immer wieder leidenschaftlich verfochten hat. War doch hier vor sechs Jahren anlässlich der IGA 63 eine Bundesdelegiertenversammlung auf der „Orion“, einem Musikdampfer an der St.-Pauli-Landungsbrücke, wo über das Für und

Wider von Architektenkammern heftig und mit guten Argumenten gestritten wurde. Erst danach hat der BDA sich einheitlich für die Gründung von Architektenkammern in allen Ländern eingesetzt. Das hat zur Neugründung in drei Ländern und zur Beratung in Ausschüssen oder Parlamenten der noch fehlenden fünf Länder geführt.

Der Bund Deutscher Architekten beglückwünscht die Bundesarchitektenkammer und hofft, daß von dieser Kammer den Architekten die Freiheit der Berufsausübung so gesichert wird, wie sie in unserer demokratischen Gesellschaft zu verstehen ist.

Die Verlautbarungen des BDA, deren wesentliche man in den Jahrgängen von „Der Architekt“ noch heute nachlesen kann, erfassten jedenfalls beide Themenkreise. Der „Architekt“ dieses Jahrzehnts von 1970 bis 1980 war wesentlich stärker geprägt von Auseinandersetzungen mit anderen gesellschaftlichen Gruppen als heute, wo von den existentiellen Problemen der Mitglieder, die in dieser Stringenz niemals vorher bemerkbar waren, kaum noch etwas nachgelesen werden kann. Das Berichtsjahrzehnt zeigt eine engagierte und sachkundige Befassung mit Architekten-Themen jeglicher Art. Blättert man die Zeitschriftenjahre des „Architekt“ in den folgenden Jahrzehnten durch, so verschwand die „niedere“ Thematik aus den Seiten, gleichsam als gäbe es solche Probleme für die Architektenschaft nicht mehr, obgleich doch jeder wusste, dass sie immer größer geworden waren.

In der ersten Hälfte der siebziger Jahre war ein auch den BDA schüttelndes Thema die Reform der Honorarordnung, bei der es allerdings grundsätzliche Probleme zwischen dem BDA und der Bundesarchitektenkammer nicht gegeben hat, was auch damit zusammengehangen haben kann, dass im Gebührenausschuss in der Mehrzahl Architekten des BDA mitwirkten. Es wäre auch schwer vorstellbar gewesen, dass Kammer- und BDA-Architekten grundsätzlich verschiedener Meinung über die Struktur einer Honorarordnung gewesen sein könnten. Die Jahre zwischen 1970 und 1979 waren jedenfalls geprägt von einer hervorgehobenen Behandlung berufsinhaltlicher Themen einerseits, aber auch von einer Präsenz bei den Alltagsfragen der Architektenschaft.

Dies hing auch damit zusammen, dass sich im BDA vielerorts Unzufriedenheit mit den Erfolgen der Architektenkammern, vor allem der Bundesarchitektenkammer, regte und manch zornige Forderung von BDA-Funktionären lautete, dies könne man doch den Kammern nicht allein überlassen. Diese Forderung nach Mitwirkung drückte sich auch in der Mitarbeit zahlreicher BDA-Mitglieder in den Kammergremien aus, übrigens ein Aderlass, der dem BDA wiederum Probleme verschaffte, weil diese Mitglieder für die eigentliche BDA-Arbeit mehr oder weniger ausfielen.

Dem föderativen Aufbauprinzip der Bundesrepublik entsprechend gab es viel Arbeit in den Bundesländern, also bei den Kammern und den Landesverbänden des BDA. Viele den Architekten das Leben schwer machende Gesetze entstanden mit unterschiedlichen Inhalten auf der Landesebene, erinnert sei nur an die Architektengesetze, die Landesbauordnungen, das Denkmalrecht. Hier wiederum trafen überwiegend kleine Apparate der BDA-Landesverbände auf inzwischen häufig große Kammerverwaltungen. Die ehrenamtlichen BDA-Mitglieder in den Landesvorständen mussten weitgehend wieder das tun, was im BDA immer stattgefunden hat, nämlich ehrenamtliches Engagement der Mitglieder, aber auch in beruflichen Feldern wie Vertragsrecht und HOAI, für die sich Architekten nicht übertrieben gut eignen.

Es war und ist daher nur folgerichtig, wenn der BDA sich soweit wie möglich in die Kammern einbrachte und dort mitarbeitete. Soweit sich dies von einem inzwischen längst Außenstehenden beurteilen lässt, klappt das im wesentlichen. Es hat vielleicht etwas mit der Erkenntnis zu tun, dass große Durchbrüche weder der BDA noch die Kammern geschafft haben. Liest man die fast 900 Seiten des „Statusberichts 2000 plus Architekten – Ingenieure“, so zeigt sich ein kontinuierliches Anwachsen der Architektenzahl bei gleichzeitiger Minimierung des zu teilenden Kuchens, steigenden Berufsaufgaben aus wirtschaftlichen Gründen und vielen arbeitslosen Architekten. Die zu erzielenden Honorare sind nicht mehr auskömmlich, sie liegen gegenwärtig etwa 25 Prozent hinter einem wirtschaftlich auskömmlichen Honorar zurück. Die HOAI wird in Abständen novelliert, deren Kürze an die Reformen der Dachdeckerrichtlinien erinnert. Wie in alten Zeiten muss das Bundeswirtschaftsministerium daran gehindert werden, die Honorare preisfrei zu machen und damit einem immer hemmungsloseren Markt auszuliefern. So schlecht wie gegenwärtig ging es den Architekten selten. Wenn bei einer solchen Sachlage der BDA und die Kammer nicht eng zusammenarbeiten, schaden sie nur dieser politisch eher schwachen Berufsgruppe. Der BDA sollte sich allerdings wieder darauf besinnen, sich mit Hilfe seiner immer noch zahlreich vorhandenen Persönlichkeiten auch auf solchen Berufsfeldern zu Wort zu melden, die scheinbar nur Sache der Kammern sind. Andernfalls besteht die Gefahr, dass der BDA, ohnehin seit dem verheerend missglückten UIA-Kongress vieler Reputation verlustig gegangen, in den Kammern sowie in der Öffentlichkeit kein Gehör mehr findet.

*Meldung zur Gründung der Bundesarchitektenkammer, „Der Architekt“ 7/1969*

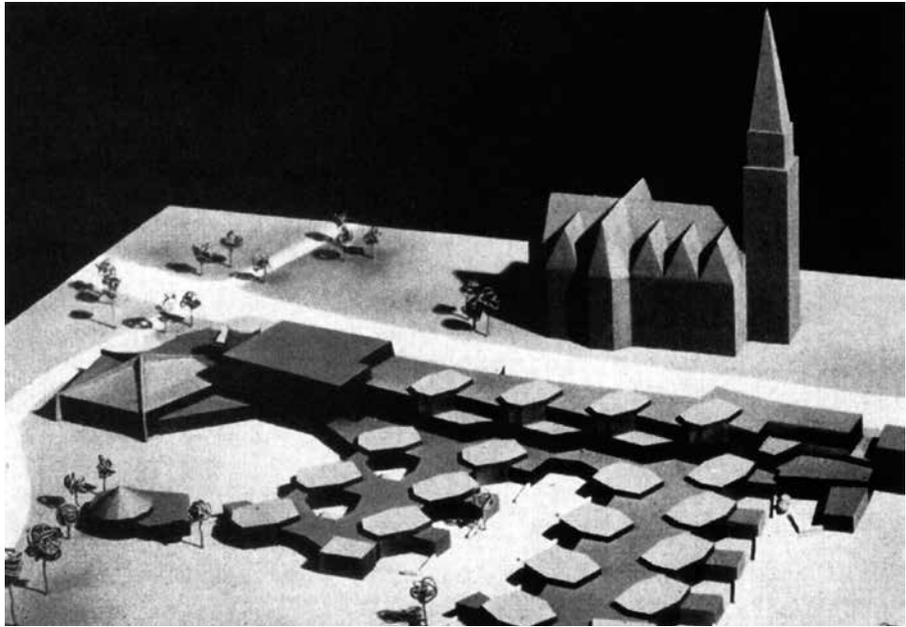




## 1960

Der Bundesvorstand hält die Aufgaben des Ausschusses „Wohnungsbau“ für erledigt. Einem neuen Ausschuss werden die Themen „Stadterneuerung“, „Städtebau“ und „Raumordnung“ übertragen. In „Der Architekt“ diskutieren unter anderem Michel Seuphor, Sigfried Giedion und Nikolaus Pevsner das aktuelle Thema „Kunst am Bau“. Ebenfalls von übergeordneter Bedeutung sind in diesem Jahr Fragen zum Schulbau und zur Verkehrsplanung: Bernhard Reichows Buch „Die autogerechte Stadt“ bleibt nicht unwidersprochen. 1960 vollenden Hentrich Petschnigg&Partner das Dreischeibenhochhaus Phönix Rheinrohr (heute Thyssen-Hochhaus) in Düsseldorf, mit dem Deutschland wieder Anschluss an die internationale Architekturentwicklung findet.

## 1961



1

1961, dem Jahr des Erlasses des unter BDA-Mitwirkung zustande gekommenen Bundesbaugesetzes, tritt der 39. Bundestag in München zusammen, Thema: „Der Architekt – heute und morgen!“. Wie in der begleitenden Ausstellung geht es dabei um die Ausbildung und praktische Weiterbildung der Architekten und auch um die gleichwertige Architekturausbildung an den europäischen Hochschulen. Die Ergebnisse der Tagung werden in der 1962 erscheinenden Broschüre zusammenge-

fasst, die nochmals die gewandelten höheren Anforderungen an die Architekten thematisiert. Der Bundesausschuss Wohnungsbau beschäftigt sich erstmals mit dem Problem „Freier Architekt und Vorfertigung“. In Frankfurt veranstaltet der BDA die Ausstellung „Rettet das Land“.

1 Hans Scharouns Lünener Schule bei der XII. Mailänder Triennale 1961

2 10 Jahre „Der Architekt“, 1962

3 Katalog der BDA-Ausstellung „bauen in deutschland 1945–1962“, Hamburg 1963

# 1962

In diesem Jahr tritt die Baunutzungsverordnung in Kraft. Die von Joachim Matthaei verfasste Denkschrift zur „Ausbildung der Architekten“ definiert als Anforderungen für den Architektenberuf die Fähigkeit, „in klaren moralischen Kategorien zu urteilen und zu leben“, „logisch zu denken und



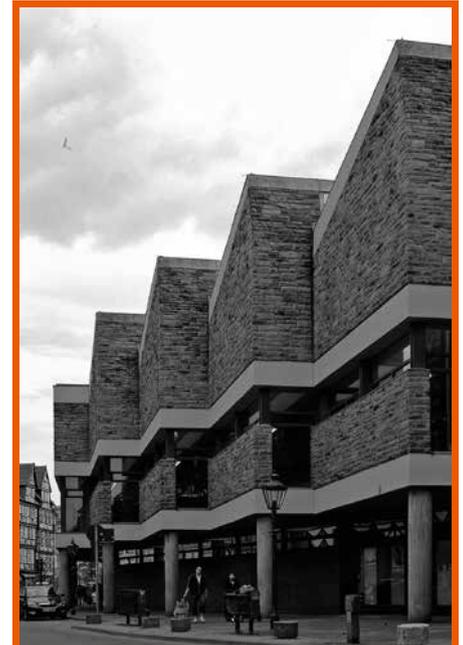
2

(...) diesem Denken klaren sprachlichen Ausdruck zu geben“ sowie die Fähigkeit, „räumlich zu sehen und sich räumliche Zusammenhänge vorzustellen“. Die BDA-Aktivitäten führen zu dem von der CDU/CSU und FDP im Deutschen Bundestag gestellten, allerdings wirkungslos gebliebenen Antrag, bei Planung, Leitung und Durchführung auf dem Bausektor Freiberufler hinzuziehen, um sie zu stärken und um die Verwaltung zu entlasten.



3

Den BDA beschäftigt insbesondere das am 8. Juni erlassene „Baustoppgesetz“, das mit einer Einschränkung der Bautätigkeiten eine Abkühlung des überhitzten Baumarkts bewirken soll. Das Gesetz wird wegen des erheblichen Widerstands unter anderem seitens des BDA am 31. Dezember des folgenden Jahres wieder aufgehoben. Nicht zuletzt der besseren Presse- und Lobbyarbeit wegen zieht die BDA-Hauptverwaltung von Frankfurt am Main in die Bundeshauptstadt Bonn (Rosenburgweg).



Dieter Oesterlen, Historisches Museum, Hannover 1960–1966



Hentrich Petschnigg Partner, Ruhr-Universität, Bochum 1962–1967



Ludwig Mies van der Rohe, Neue Nationalgalerie, Berlin 1962–1968

## 1963

Nach der Neuwahl des Bundesvorstands (Wichtendahl wird als Präsident bestätigt) engagiert sich Vize-Präsident Brockmann für eine nochmals verstärkte Öffentlichkeitsarbeit. In diesem Zusammenhang werden „Maximen und Normen des berufständischen Ethos“ formuliert und bei vielen Versammlungen diskutiert, zahlreiche Broschüren herausgegeben und die neuen BDA-Preise verliehen. Der im selben Jahr erstmals vergebene Kritikerpreis geht an den FAZ-Redakteur Eberhard Schulz. Öffentlichkeit schafft man im Rahmen des 40. Bundestags in Hamburg auch mit der großen, vom Gesamt-BDA veranstalteten Architekturausstellung, die die Bautätigkeit „im neuen Deutschland 1945–1962“ vorstellt und von Bundespräsident Lübke eröffnet wird. Auf dem 4. Dortmunder Gespräch nehmen sich Soziologen, Stadtplaner und Architekten der äußerst virulenten Diskussionen zu aktuellen Entwicklungen der Großstadtplanung an. Hans Scharouns in der Innenraumkonzeption wegweisende Berliner Philharmonie wird eröffnet. Der Baumeister selbst feiert in diesem Jahr seinen 75. Geburtstag. Sibylle Kroke kommt zum BDA als Leiterin und „Seele“ des Bonner BDA-Bundessekretariates und steht für über dreißig Jahre den jeweiligen Bundesgeschäftsführern und -führerinnen zur Seite.

1 Medaille zum Großen BDA-Preis, 1963

2 Katalog „Arquitectura alemana hoy. Bauen in Deutschland“, 1965

3 Konrad Sage, BDA-Präsident 1965–1971

## 1964

Als weiteres Instrument der Öffentlichkeitsarbeit des BDA wird 1964 in Berlin erstmals der Große BDA-Preis verliehen: erster Preisträger ist Hans Scharoun. In der Berliner Akademie der Künste veranstaltet der BDA ein Kolloquium zum Thema „Raum und Musik“. Der BDA und die Stadt Nürnberg gründen das „Forschungs- und Beratungsinstitut für Städtebau und Wohnungswesen e.V.“. Der Entwurf für eine neue GOA wird bekanntgegeben. 1964 ist auch das Gründungsjahr der Internationalen Architektinnen-Union. Die Zeitschrift „Der Architekt“ erlebt eine deutliche Aktualisierung und Politisierung: Gerd Albers schreibt in seinem Beitrag „Die Ordnung unserer Umwelt“: „Die Frage nach Geist und Form stellt sich neu.“ Eberhard Schulz entwirft die Vision vom Architekten als „Gesellschaftsingenieur“, der Philosoph Ludwig Marcuse wendet sich gegen den „Kulturpessimismus“ und der Politikwissenschaftler Eugen Kogon beleuchtet die „Rolle der Freien Berufe in der verwalteten Welt“.



1

## 1965



2

Konrad Sage wird als Nachfolger von Wilhelm Wichtendahl BDA-Präsident. Der 41. Bundestag in München ist dem Thema „Wandlung des Architektenberufs!“ gewidmet. 1965 (und nochmals 1968) legt der BDA-Ausschuss „Nachwuchs und Ausbildung“ unter Vorsitz von Harald Deilmann seine „Studien zur Reform der Architektenausbildung“ vor; danach soll der Ausbildungsweg in drei Stufen vom Bauzeichner über den graduierten hin zum diplomierten Architekten führen. Diskutiert werden das „Bundesrahmengesetz für Architekten“, das unter anderem den

## 1966



3

Schutz der Berufsbezeichnung vorsieht. Ein neues Urheberrechtsgesetz wird vom Deutschen Bundestag verabschiedet und definiert die Persönlichkeits-, Verwertungs- und Nutzungsrechte auch für Architekten. Das Thema Großstadt hält den BDA weiterhin in Atem. Wie sehr, zeigt die Veranstaltung „Großstadt, in der wir leben möchten“ des BDA Gelsenkirchen und der TH Aachen. Den zum zweiten Male verliehenen Kritikerpreis erhält in München Adolf Arndt. Mit der viel beachteten Ausstellung „Bauten in Deutschland“ aus der Zeit 1960–1964 setzt der BDA in Kopenhagen sein Engagement in Sachen Öffentlichkeitsarbeit fort.

In einem Referat spricht Günther Seemann in Travemünde über das Verhältnis des BDA zu den Kammern. Hier klingt bereits an, was 1972 in die neue Satzung eingehen sollte: „Der Bund soll ein Ort der geistigen Auseinandersetzung auf allen Gebieten der Baukunst, der Bautechnik, des Städtebaus und der Lehre sein. Von ihm sollen wesentliche Impulse ausgehen. Er soll Einfluss nehmen auf alle Kräfte, die öffentliches und privates Bauen auslösen. Er soll Maßstäbe für den Berufsstand und die Baukunst setzen.“ Der Große BDA-Preis geht an den achtzigjährigen Mies van der Rohe. BDA-Präsident Konrad Sage würdigt ihn: „Der BDA verneigt sich vor einem Willen, dem stets nur das Vollendete genügte...“ Den erstmals vergebenen BDA-Preis für ausländische Architekten bekommt in Lübeck Jörn Utzon zugesprochen. In Leningrad wird eine BDA-Ausstellung deutscher Bauten gezeigt. Mies van der Rohe vollendet die 1962 begonnene Neue Staatsgalerie in Berlin.



*Gottfried Böhm, Rathaus Bensberg, 1962–1971*



*Werner Düttmann et al., Wohnbebauung Märkisches Viertel, Berlin 1962–1974*

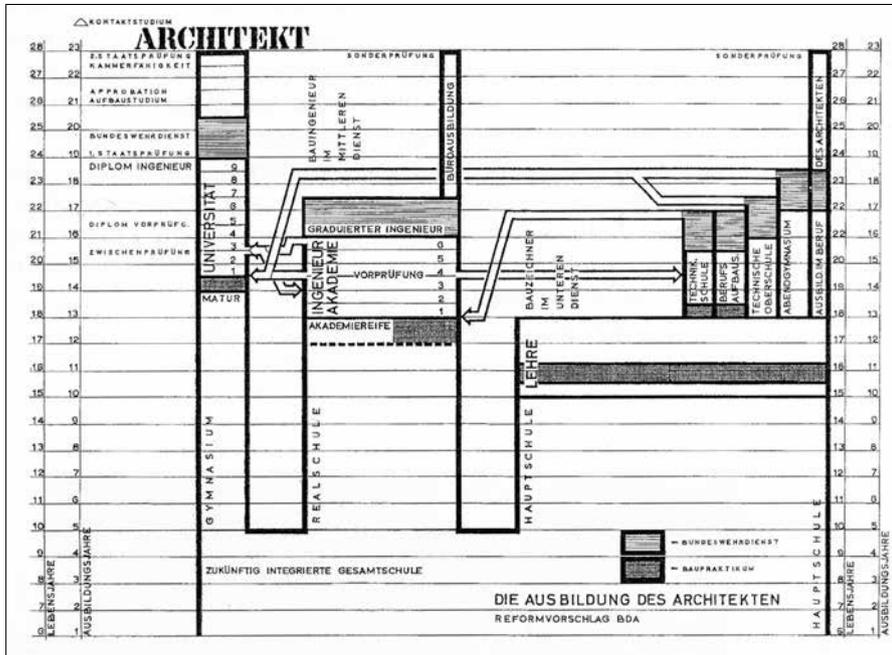


*Peter Sniegon et al., Prager Straße, Dresden 1963–1970*



*Helmut Striffler, Versöhnungskirche, Dachau 1964–1967*

1967



1

Auf dem 42. BDA-Bundestag in Hannover blicken nicht weniger als zwanzig Referenten in eine ungewisse Zukunft: „Wie werden wir weiterleben?“ ist das Thema der Veranstaltung. Es diskutieren nicht allein Architekten, Architekturtheoretiker und Städtebauer, beteiligt sind auch Bauphysiker, Landschaftsarchitekten, Theologen, Sozialpsychologen, Kybernetiker, Soziologen, Mediziner, Demoskopien, Konstrukteure und Juristen. Es sprechen und streiten unter anderen: Robert Jungk, Hugo Leipziger-Pearce, Alexander Mitscherlich, Christian Norberg-Schulz, Gerd Albers, Klaus von Dohnany, Hans-Paul Bahrdt.

Man fragt sich seitens des Verbandes, ob die Baunutzungsverordnung eine „Hilfe für die Stadt von morgen“ sein kann, während der Kieler Rechtsanwalt Günter Prinz proklamiert. Das Präsidium unterbreitet den Vorschlag, den föderalistisch strukturierten Verband in Sachen Beitragseinzug, Verwaltung oder Zusammenlegung von Landesverbänden stärker zu hierarchisieren. Den zum dritten Mal vergebenen Kritikerpreis erhält in Frankfurt am Main Ulrich Conrads als Herausgeber der „Bauwelt“-Fundamente und Chefredakteur der „Bauwelt“. Günter Behnisch und Frei Otto beginnen mit dem Bau der Zeltdachkonstruktionen für Olympia`72 in München.

1968

Die Diskussionen um die geplante Gründung einer Bundesarchitektenkammer halten an und provozieren auf BDA-Seite die Frage: „Brauchen wir nach der Kammergründung noch einen BDA?“ Zum gescheiterten Entwurf des Städtebauförderungsgesetzes verabschiedet der BDA eine



2

Erklärung. Für das grundsätzlich begrüßte Gesetz verlangt man Anstrengungen in Hinblick auf eine andere Bodenpolitik. Mit dem Rechtsanwalt Klaus Neuenfeld erhält der BDA einen neuen Geschäftsführer, der die inneren Reformen des BDA vorantreibt und sich stärker rechtlichen Belangen zuwendet. Der BDA legt eine Schrift zur Reform der Architektenausbildung vor. Der Große BDA-Preis geht an Egon Eiermann (1904–1970).

# 1969

Die Bundesarchitektenkammer wird gegründet und wirft sogleich beim BDA die Frage nach seinem Selbstverständnis auf. Die innere Reform steht an, man diskutiert über eine „sinnvolle Struktur des Verbandes“. Konrad Sage macht sich für die Professionalisierung der Verbandsarbeit

stark und gleichzeitig für die inhaltsbezogene ehrenamtliche Führungsarbeit der BDA-Architekten: „Der BDA hat das Ziel, Sauerartig, Avantgarde und Kontrollinstanz der baulichen Entwicklung zu sein.“ Eine neue Struktur und Satzungsreform soll die neuen Anforderungen an Architekten und Verband verdeutlichen. Ansonsten startet der Verband eine Initiative gegen die Pläne zum Ausbau des Regierungsviertels in Bonn und kritisiert offen die Vergabemethoden. In einer Broschüre äußert sich der BDA Berlin zur Vergabe öffentlicher und privater Planungsaufgaben und fragt: „Warum Planungswettbewerbe?“ Bernhard Pfau Neues Schauspielhaus in Düsseldorf, der erste Opernbau nach dem Krieg, wird fertiggestellt. Es versterben 1969 Walter Gropius und Mies van der Rohe.



3



von Gerkan, Marg und Partner, Flughafen Berlin-Tegel, 1965–1975



Günter Behnisch, Frei Otto, et al., Olympiapark, München 1968–1972



Eugen Schneble et al., Universität Konstanz, 1969–1983

- 1 Entwurf zur Reform der Architekturausbildung, 1968
- 2 Großer BDA-Preis 1968 für Egon Eiermann
- 3 Ehrenplakette für Al Mansfeld, 1969





